



Meine Zeit.

Gefang und Riesenstädte, Traumslawiken,
Verklachte Länder, Völe ohne Ruhm,
Die kündigen Weiber, Not und Heldentum,
Gespensterbrauen, Sturm auf Eisenbahnen.

In Wolkensfernen frommen die Propeller.
Völker zerflehen. Bücher werden hegen.
Die Seele schrumpft zu winzigen Komplexen.
Tot ist die Kunst. Die Stunden kreisen schneller.

Oh, meine Zeit! So namenlos zerrissen,
So ohne Stern, so daseinsam im Wissen
Wie du, will keine, keine mir erscheinen.

Noch hob ihr Haupt so hoch niemals die Sphing!
Du aber siehst am Wege rechts und links
Furchlos vor Qual des Wahnsinns Abgrund weinen!
Wilhelm Riemm.

Die russische Segnerschaft gegen den letzten deutsch-russischen Handelsvertrag.

Der letzte deutsch-russische Handelsvertrag ist von vielen Russen, die keineswegs geschworene Deutschenfeinde waren, als Ausbeutung der Kolosse Russlands nach dem japanischen Kriege verurteilt worden. Diese Ansichten waren ein bestimmendes Motiv der russischen Entente- und Kriegspolitik. Darum schien es uns jetzt, da neue Handelsvertragsverhandlungen vor der Tür stehen, notwendig, von einem guten Kenner des russischen Wirtschaftslebens eine Darstellung der russischen Auffassung geben zu lassen.

Seit dem Abschluß des ersten deutsch-russischen Handelsvertrages vom Jahre 1894 und insbesondere des am 1. März 1906 in Kraft getretenen ergänzten und etwas abgeänderten neuen Handelsvertrages haben sich die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Staaten mächtig erweitert. Darin glaubt man die Berechtigung zu der Meinung zu finden, daß Russland seit dem bis zum Kriege geltenden Handelsvertrag nicht schlecht gefahren. Daraus ist jedoch zu erwidern, daß nicht nur die Höhe, sondern auch der Charakter der Beziehungen wichtig sind, um Schlussfolgerungen zu ziehen.

Russlands Einfuhr und Ausfuhr und die Beteiligung Deutschlands an beiden ist aus folgender Tabelle, in der die Zahlen Millionen Rubel darstellen, ersichtlich:

Jahre	Einfuhr		Ausfuhr	
	im ganzen	darunter aus Deutschland	im ganzen	darunter nach Deutschland
1896	589,8	190,1	688,5	184,0
1906	806,7	298,4	1064,9	284,7
1910	1084,4	449,8	1449,1	390,6
1912	1171,8	532,3	1518,8	453,8

Aus diesen Zahlen erhellt, daß die deutsch-russischen Handelsbeziehungen für Russland von sehr eminenter Bedeutung sind. Deutschland deckte im Jahre 1912 46 Proz. der Gesamteinfuhr Russlands (im Jahre 1896 erst nur 32 Proz., im Jahre 1913 schon über 50 Proz.), während es nur 30 Proz. der russischen Ausfuhr (im Jahre 1896 27 Proz.) aufnahm. Gegen die russischen Einwendungen, daß der russisch-deutsche Außenhandel passiv sei, d. h. Russland führe für einen höheren Betrag aus Deutschland ein als es nach dort ausführe, wird deutscherseits der Fehler der russischen Ausfuhrstatistik ins Feld geführt, demzufolge die russische Ausfuhr nach dem Westen Deutschlands zum großen Teil als nach Holland und Belgien gehend registriert wird. Deutscherseits wird berechnet, daß der deutsch-russische Handel zugunsten Russlands aktiv ist. Da aber Deutschland beträchtliche Summen in Form von Dividenden, Zinsen, Frachten usw. aus Russland bezieht, so ist wenn nicht die Handels-, so doch die Zahlungsbilanz für Russland in hohem Maße passiv.

Außerdem wird darauf hingewiesen, daß der Charakter des Warenaustausches zwischen Russland und Deutschland immer mehr sich so gestaltete, daß Russland Lebens- und Futtermittel sowie Rohstoffe lieferte, während Deutschland Fertigfabrikate in immer steigendem Maße einfuhrte, was neben dem Umstande, daß Russland immer mehr von der Fortführung der russisch-deutschen Handelsbeziehungen abhängig wurde, zur Prägung des Ausdrucks geführt hat, Russland sei auf dem besten Wege, eine Kolonie Deutschlands zu werden.

In der negativen Stellungnahme zum Handelsvertrag unterscheiden sich die Beweggründe der landwirtschaftlichen und der industriellen Kreise, wobei innerhalb dieser verschiedene Interessentengruppen für ihre Sonderinteressen eintreten. Die russischen landwirtschaftlichen Kreise sehen in den deutschen Getreidezöllen das Haupthindernis für die Steigerung der russischen Ausfuhr. Ganz besonders betrachtet man das deutsche System der Einfuhrschiene als den russischen Interessen diametral entgegengesetzt. Die Einfuhr von lebendem Vieh ist durch verschiedenartige Bestimmungen unmöglich gemacht und der Einfuhr geschlachteten Viehes stehen die Vorschriften des deutschen Fleischbeschaugesetzes von 1900 im Wege. Dadurch werde der russischen Viehzucht der Anreiz zur Vervollkommnung entzogen, während Deutschland durch seine zollfreie Einfuhr für Mele, Delfamenfuchen und andere Futtermittel, Vollermähigung für Gerste usw. seine Viehzucht auf Kosten Russlands hebe. Der Wehzzoll in Deutschland zwinge zur Einfuhr von Getreide, anstatt der Einfuhr von Wehl, der Holzgoll mache es ganz unmöglich, bearbeitetes Produkt einzuführen, so daß drei Viertel der Holzaußfuhr Russlands nach Deutschland in unbearbeiteten Stämmen gehe. Mit einem Wort, die vertraglichen Vereinbarungen verfolgten den Zweck, Russland ausschließlich als Rohstofflieferanten in seiner wirtschaftlichen Entwicklung zurückzuhalten. Beim Holz tritt diese Tendenz noch deutlicher dadurch zum Vorschein, daß Russland vertraglich sich verpflichten mußte, seine Ausfuhrzölle sowie sein Ausfuhrverbot für unbearbeitetes Holz zu erlassen, eine Bestimmung, die überaus niederdrückend gewirkt und das Entstehen einer großen Holzbearbeitungsindustrie in Russland verhindert hat.

Gleichzeitig beschwerten sich die russischen Landwirte

darüber, daß die hohen russischen Zölle auf Maschinen, Geräte und aller Art Industrieerzeugnisse ihnen eine doppelte Belastung auferlege. Die Industriellen dagegen möchten die Industriezölle des ohnehin stark schutzöllnerischen Tarifes noch weiter erhöht haben. In den Forderungen, die sie vor dem Kriege als Wünsche zum künftigen Handelsvertrag aufstellten, figurieren ganz gewaltige Zollerhöhungen. Sie wenden ein, daß durch die handelsvertragliche Bindung eines großen Teils des russischen Tarifs (88 Tarifnummern von 218, d. i. 40 Proz.) auf lange Zeit hinaus Russland sich der Freiheit seiner Wirtschaftspolitik begibt.

Der Haupteinwand der russischen Industriellen besteht darin, daß die Deutschen die Ermäßigung einer großen Anzahl von Zollpositionen für Industrieerzeugnisse durchgesetzt haben, während die Zölle für gewisse Rohmaterialien, darunter auf Eisen und Kohle, unberührt hoch geblieben sind. Unter Führung der Schwerindustrie verlangten sie daher fürs erste die Wiederherstellung des Verhältnisses des russischen autonomen Tarifes von 1903 und dann noch weitere Erhöhungen aller Zölle für Fertigfabrikate. Obwohl Russland Jahr für Jahr schmerzlicher das Fehlen von Rohstoffen empfindet, soll also keine Milderung des Eisenzolles, wohl aber eine Erhöhung der Zölle für die Erzeugnisse der Eisenindustrie eintreten. Die Ragnaten der Schwerindustrie gönnen ihren Klassenbrüdern erhöhte Gewinne.

Da die von den russischen landwirtschaftlichen Interessenten gewünschten Einfuhrerleichterungen in Deutschland nur gegen Zollerhöhungen des russischen Zolltarifs zu erlangen wären, was sie auch befehwerten, so suchen die Anhänger des Schutzzolles zu beweisen, daß Russland sich immer mehr von Deutschland auch vom Standpunkte der Ausfuhr emanzipiere und weiter emanzipieren wüßte. Erreicht werde die Emanzipierung durch die Schaffung des „inneren Marktes“ für die eigenen Agrarerzeugnisse, das heißt durch eine Erhöhung des Bedarfs und des Verbrauches im Lande selbst, was als Folge des durch die Industrialisierung eintretenden erhöhten Wohlstandes sein müsse. Daher sind die Industriellenkreise im Prinzip gegen eine Bindung der Zölle im Handelsvertrage, wohl aber im großen und ganzen für die Restbegünstigung.

Als eine sehr lästige und verletzende wurde die Bestimmung des letzten Vertrages empfunden, der zufolge Russland für Niga und Libau für eine Reihe wichtiger Waren keine günstigeren Eisenbahntarife festsetzen durfte als diejenigen in der Richtung nach Danzig, Königsberg und Memel. Durch diese Klausel haben die letztgenannten deutschen Städte profitiert, und nach russischer Auffassung die russischen Häfen gestittet.

Die russische Sozialdemokratie hat keine Gelegenheit gehabt, eine bestimmte Stellungnahme zu all diesen Fragen als Partei einzunehmen. Doch ist auch ihr die Ueberzeugung eigen, daß der letzte Handelsvertrag in seinen Wirkungen schädlich ist. In der Bekämpfung dieser Wirkungen begegnen sich im großen und ganzen die Interessen der russischen und deutschen Volkswirtschaft, wie sie von der Sozialdemokratie vertreten werden. Dagegen ist es bezeichnend, daß die russische Bourgeoisie und die ihr dienende Presse vor dem Kriege eine geräuschvolle Kampagne gegen den Handelsvertrag führte, die in ihrer Bedeutung einer unterhüllten Deutschenhege gleichkam.

Das Herz.

Von Fritz Müller.

Als das Trommelfeuer den dritten Tag um ihn prasselte, hatte sein Mutterherz eine Johann-Sebastian-Vach-Vision. Der Himmel wölbte sich zu einem Dom. Die alte Orgel in der Leipziger Thomaskirche löste sich aus einem Pulvernebel. Johann Sebastian griff in die dünnen, gelben Tasten. Die Granaten traten an zu einem Choral. Und mitten aus dem Choral stieg ein Lied, ein silberfarbiges Lied. Er lag mit angeschlagenem Gewehr im vorderen Graben und horchte angestrengt über den Gewehrschaft weg. Ah, jetzt wurde es ganz deutlich:

Vist du bei mir,
Geh' ich mit Freunden
Zum Sterben und zu meiner Ruh',
Ach, wie vergnügt
Wär' io mein Ende
Es drückten deine lieben Hände
Mir die getreuen Augen zu.

Er war auf einmal arg dankbar. Daß ihm der alte Vach gerade jetzt mit seinem Lieblingsliede aushalf! Mit dem Liede, das er seiner getreuen Vachin zu Lob und Preis selbst gedichtet hatte. Aus seiner Brust heraus, in seine Brust hinein. Ein gläubig Kind am Meeresstrand spielt mit Muscheln. Aus einer tollt ihm eine silberne Perle zu. Das Kind war Vach, die Perle war das Lied: „Vist du bei mir.“ Das Kind lud mit geschlossenen Augen an. In einer Stelle in der Wüste schlug es sie auf, groß strahlend: „Ach, wie vergnügt.“ Was für eine Kraft von diesem Wort ausströmte! Vergnügt, im Sterben noch vergnügt — großer Vach, jetzt weiß ich es, aus welchem Born dein Werk in deine großen Kinderhände rauschte — „Ach, wie ver—“

Eine Granate riß hinter dem „ver“ die zweite Silbe fort in die Wüste. Der Soldat zerplatzte. Was sterblich an ihm war, verpulverte mit der Silbe „ver“. Ein zuckendes Herz fiel aus dem Körper in den Sand, hüpfte umher und suchte nach der zweiten abgerissenen Silbe —

„Ach, wie ver—, ach, wie ver—, ach, wie ver—“ ... und fand sie nicht, und fand sie nicht ...

Kun ist es aber ein Befehl des Herzens: Was ihm beim Sterben abgeschrieben wurde, danach muß es suchen, suchen. Und nicht eher kann es sterben, kann eher nicht zur letzten Ruhe kommen, bis es seinen letzten Gedanken in dieser Welt vollendet hat, bis das 25-jährige Ende sich in die verjagte Reihnacht des zurückgebliebenen Trümmerfeldes wieder eingelagert hat.

Also wanderte das Herz. Zwischen dem Sturmgelände wanderte es kreuz und quer durch das Kampfgelände. Einzuwickeln suchten es die Pulvernebel. Aber das zuckende Herz zerteilte sie, also murmelt: „Ach, wie ver—, ach, wie ver—; wie heißt es doch, wie heißt es doch?“ Der Granatenrauch aber konnte keine Antwort geben.

Da kamen pfeifende Kugeln und wollten es durchlöchern. Sie wußten nicht, daß die Kugel noch nicht gegossen war, die einem Herzen, welches sucht, den Garaus machen könnte. Und sie waren doch erstaunt, wie ihre mörderische Kraft knapp vor dem zuckenden Herzen in die Luft sank, sich vernichtete, in den Staub fiel.

Das Herz aber suchte weiter und kam in die Feindesreihen. Den zuckenden Feinden im Graben ward es dunkel vor den Augen: „Kamerad, vor unserm Graben häßt was Flammandes entlang, das sieht wie ein — wie ein Herz aus, Kamerad!“

„Ach, wie ver—, ach, wie ver—“, zuckte das Herz fragend alle Hintenläufe entlang. Niemand verstand es. Nur da und dort senkte sich ein Hintenlauf wie grühdend.

Das Herz aber suchte weiter und kam an die deutsche Grenze. Soldaten standen dort auf Wache. Es dämmerte.

„Kamerad, mir ist, als spränge dort immer was gegen den Stacheldraht an.“

„Vielleicht ein Frosch, he?“

„Kann ein Frosch denn glühn?“

„Ach, vielleicht ein Feuersalamander — komm, wir wollen näher gehen.“

„Ich kann nicht, ich habe Angst, es flieht wie ein — wie ein Herz aus.“

„Ach was, ich werde mit dem Bajonett danach stehen, komm.“

Aber da tat das zuckende Herz einen letzten großen Sprung durch den Stacheldraht in die Heimat hinein. Das Bajonett stach in den gitternden Draht.

„Es ist gar nichts da, es war nur eine Täuschung.“

„Rein, Kamerad, da hängt ein großer, roter Tropfen an dem Stachel.“

„Das ist doch nichts Besonderes, das bist du doch gewöhnt.“

„Mir ist so sonderbar zumute, Kamerad.“

„Wie denn?“

„Mir ist, als habe ich irgendwas vergessen, etwas Liebes.“

„Deine Braut?“

„Ich weiß nicht.“

„Oder deine Mutter?“

„Ich weiß nicht, ich kann's nicht finden, ich muß suchen, suchen ...“

Sie starrten beide in das Dunkel und wußten nicht, daß, wenn immer ein zuckendes Herz über den Weg läuft, selbst suchsüchtig werden muß nach etwas Liebem.

Das Herz aber suchte weiter und kam in eine deutsche Stadt. Es hatte geregnet. Die Straßen waren glitschig. Das Herz rutschte aus und fiel in einen Kartoffelleker. Ein Händler sah darin, sortierte und rechnete nach, wie hoch die Kartoffelpreise noch steigen könnten.

„Weiß du vielleicht, wie das Lied weitergeht?“ fragte das Herz. Der Kartoffelhändler sah gar nicht auf im Rechnen. „Vier Mark zwanzig, vier Mark vierzig, vier Mark sechzig — welches Lied?“

„Eine Zeile beginnt so: „Ach, wie ver—“, aber weiter weiß ich nicht.“

„Ich auch nicht — vier Mark sechzig, vier Mark achtzig, vier Mark neun —“

„Ach, vielleicht kannst du dich doch besinnen?“

Der Händler schaute auf und sah das rote Herz auf den Kellerstufen zucken. „Komisch“, dachte er, „daß diese Dinger reden können.“ Dann wandte er sich wieder dem Sortieren und dem Rechnen zu: „Vier Mark neunzig — vier Mark fünfundsundneunzig —“

„Hast du dich besonnen?“ sagte das geduldige Herz.

„Warte mal, ich höre einst in einem Fingerring jemand sagen: „Ach, wie so irrgerecht sind Weiberherzen“ — vielleicht war es das — fünf Mark zehn — fünf Mark zwanzig — fünf Mark fünfundsundzwanzig —“

Die Kunstmarkthalle.

Die Verimpelung des Familienlebens hat in Deutschland immer freundlicher Schatz gefunden. Das preußische Pflichtbewußtsein ist sozusagen ausgearbeitet mit einer Veboglichkeit, die tiefen-lich von Plüschfesseln, Sofa-Schönern und glasierten Rippen erzeugt wird.

Die Kunstindustrie blüht unter diesem Sonnenregen auf. Das Deutschland an „Hausgeräten“ hervorbringt, ruft verweilte Wünsche nach einer Erdböde im Zukunftsland wach, wo es keine Hausgeräten, kein „quivre poli“ und keine bunten Schächerinnen gibt. Ersatzmittel unterliegen jetzt einer scharfen Kontrolle. Warum warnt keine Vebörde vor diesen Kunstgeräten, die es schon zu „Heldentischen“ und „Hausgeräten“ für das Eiserne Kreuz gebracht hat. Das fürchtbare, Verblühende liegt nicht in dem Vorhandensein dieses Käses, sondern, daß er als Sinnbild des Schönen in die Seele eingedrungen wird. Es bedeutet eine radikale Vergiftung des geistigen Lebens, wenn die Wirkungen der Kunst von Dresdener Japanwaren und bronzenen Wandrelieus geliefert werden müssen. Rückwärtslose Geschäftseute wuchern mit Stumpfhirn, indem sie mit Delbrüden in goldenen Gipsdrämen waggontweise die häußliche Atmosphäre vergiften.

Die Regierung steht mit wohlwollendem Lächeln zu. Wenn es einem braven Beamten gelingt, den höchsten seiner Kunsträume zu bewerkstelligen und die Familie auf Beamtenbillets ins Schauspielhaus zu führen, so wird er mit einer vergifteten Post befördert, die glatt und prodigial herunterspielt wird. Die Kunstgegenstände, mit denen der Staat ihn umgibt, sind von der Briefmarke und den Reichsklassenmarken bis zu den Feldherrenbildern in den Bureaus aus dem gleichen Geiste geboren. Die Schülerziehung ist durch Lehrpläne festgelegt: das Wesentliche ist die gute Geminnung und die künstlerische Gestaltung erhält von ihr aus seinen Wert. Und das bleibt so bis in die späteren Jahre, in denen der Familienvater im Plüschfessel und vermutlich handgestickten Pantoffeln sein illustriertes Blättchen liest, das seine Seele mit Religion und Vaterlandsliebe nährt und das künstlerische Bedürfnis in fettglänzenden Delbrüden spazieren führt, etwa in einem himbeerfarbigen Abendgitarren oder in einem pousbäckigen Jungen mit Käppchen und Brille und langer Pfeife: Großvaterchens Lieblings!

In dieser Atmosphäre spricht der Kitz. Da öffnen sich Markt- hallen, in deren Auslagen es bunt glänzt, in goldenen und eichenfarbenen Rahmen prunkend. Flirrend toben die Greuel vor den entsetzten Augen. Aus einem blauestrichenen Hintergrund lacht schallhaft die Pigeunerin, ihre Wangen leuchten zinnberrot, in den großem gepinneten Zähnen eine purpurfarbene Venetianische haltend. In seidener Ledentracht kommt der „Jogersmann“ und weist dem „Deandi“ den geschossenen Gemboch hin — im Hintergrund die lila überfüllten freidigen Fudersellen der Alpen. Stilleben mit Wappstücken türmen sich, mit Farben beschnitten, so glänzend, daß man an glitzige Nige momentan erinnert wird. Und für sinnliche Gemüter paradiert das berühmte Gemälde mit dem treuen Pferdekopf, an den sich ein unwahrscheinlich blondlockiges Mädchenlein lehnt, und wie eine Modezeichnung, mit einem roten Strümpfchen und sich so dunklen Mädchenaugen, daß ein weniger ruhiges Gemüt sofort zur Kaserne getrieben wird. Und dann rücken die Heimats- greuel des Krieges an: „Der letzte Gruß“, in dem eine ledergaue Uniform einer blauen Mädchenhäuze und einem grünen Gebrod eine Uhr und eine Bürde in die Hand drückt: so grotesk in der starren Photografierte, so niederrichtig in der Befinnung, die mit dem Heiligsten im Menschen ihre Gefährte macht. Ganz zu schweigen von dem abradenden und wiederkehrenden Feldgrauen — von dem ich fest überzeugt bin, daß er in allen Uniformen vor- rätig ist, und der auf Wunsch sogleich mit dem passenden Gesicht versehen wird.

Es ist der Stumpfhirn, die Banalität, die Formlosigkeit, von der dieser wüste Ertraglich lebt. Schlimmer als Schamlosigkeit verhält sich die Seelenverderbung das Volk, entwertet seine besten Gefühle, indem sie sie mit dieser Maschinenarbeit nährt. Diese hemmungslöse Geschäftemacheret legt um die ledernen Farben- ausläufe prunkvolle Goldrahmen mit entarteten Studornamenten, lacht mit breiten polierten Holzrahmen, die, wenn möglich, auch noch hübscheren „Schmud“ tragen. Dann liest man groß: Gemälde toter und lebender Meister! Nur Gelegenheitskäufe!! Vebonders zu empfehlen: Schätze-Berlin, Müller-Leipzig, Guber- Münden. Als wenn diese armseligen, miserabel bezahlten Wäl- proletarier Träger weltberühmter Namen seien.

„Ach, nein, das ist es nicht,“ sagte das zuckende Herz und hüpfte betrübt die Kellertreppe wieder hinan. Reuend sah ihm der Gändler nach:

„Fünf Mark dreißig — fünf Mark fünfundsiebzig — hm, merk- würdig, mir ist, als wenn ich was vergessen hätte — was war es doch? — wie? der Näherin im vierten Stock einen Sad Kartoffeln umsonst vor die Türe stellen? — nein, was einem doch manchmal für hübschinniges Zeug einfällt — fünf Mark und — fünf Mark und? — zum Donner auch, wo bin ich in der Rechnung stehen geblieben? — das dumme Herz hat mich ganz aus dem Gleise ge- bracht . . .“

Das Herz aber suchte weiter und kam an ein Tor, in das viele Menschen strömten. Undemerkst von diesen ward es mitgerissen. Es kam in einen großen Saal. Dort hielt einer einen Vortrag. Bei jedem dritten Satz donnerte er mit der geballten Faust auf die Kathederleiste. Aber auf einmal überfiel sich die Hand mitten im Donnern und schaute schredgeöffnet in den Saal.

Dort war in der dritten Reihe ein leerer Stuhl. Nein, leer war er nicht. Etwas länglich-rundes lag darauf, und eine Flamme brannte still und steil hinauf. Und er erkannte, daß es ein Herz war. Er mochte in seinem Donnerwort eine Pause und fragte den Saalbedienten:

„Wie kommt das Herz in meinen Vortrag?“
„Ich weiß nicht, Herr Professor,“ klotterte der Diener.
„Hat es überhaupt Eintritt bezahlt?“ fragte er einmal.
Da drängte sich der Saalbedienter in die dritte Reihe und fragte das Herz, ob es eine Eintrittskarte bezahlt habe.
„Nein, ich habe nichts bezahlt,“ sagte das Herz.
Darauf rückten sie links und rechts vom Herzen ab. Es sah ganz allein und brannte weiter, still und steil.
„Was wollen Sie denn überhaupt in diesem Vortrag?“ flüsterte der Saalbedienter, während der Professor vorzutragen anhub.
„Ich habe etwas vergessen,“ flüsterte das Herz zurück, „etwas Liebes war es, und ich dachte, der Professor könnte es in seinem Vortrag erwähnen — hören Sie, hören Sie, ich glaube, jetzt eben sagt er’s.“

„Ach, wie ver- vernagelt wären wir,“ donnerte der Professor am Katheder, „wenn uns dieser Krieg . . .“
„Ach nein,“ flüsterte das zuckende Herz traurig, „ach nein, das war es nicht — ich habe mich geirrt — nein, nein, Sie brauchen mich nicht hinauszuerufen, ich schlype schon von selbst hinaus.“ Und unter den Winken hinweg, zwischen harten Stiefeln hin- durch huschte es hinaus auf die Straße. Unterm Donnern des Katheder aber sahen noch eine Stunde lang die Leute. Und während da droben nach jedem dritten Satz die Häufe weiter trommelten, mußten sie immer denken: „Was war es doch, was war es doch, was wir vergessen haben . . .?“

Und wie in einem Traumzustand steht man in einer anderen Auslage kunstvoll gerahmte Bretter mit Grandmalerei, die sich als „bellester Hausgeräten“ anpreisen. Der peinliche Dilettantismus feiert hier ungeahnte, maschinell betriebene Orgien. Man prallt zurück und denkt: das ist das Volk, aus dem eine wundervolle Kunst, eine tiefe Philosophie, eine große Geschichte gewachsen ist — und es deckt seinen häußlichen Bedarf an Schönheit mit dem Abhub der Gasse, mit sinnlosen Massenkitz, der unter dem Schlächtruf „Schmüde Dein Heim“ die Volksseele vergiftet. Dort schlängeln sich die hineingebrannten Ornamente, stumpf und geistlos. Verle- tauchen auf, die in ihrer gottverlassenen Geisteslosigkeit ein Kommerz- buch schänden würden. Und das hängt an der Wand von Räumen, in denen erwachsene Menschen leben: nicht aus Notdurft, sondern um seelischer Erhebung willen! Das gräßt sich in die Seele der Kinder, aus denen sich ein großes Volk neu aufbaut!

Und wie passend ist das für jeglichen Beruf eingerichtel! Eine grobe Bruntafel ist sogar bemalt und zeigt den braven Förster mit Stuh und Gewehr, zwischen unwahrscheinlich spitzen Bergen springt unversehends eine Gemse. Man weiß sofort: das ist für einen Jäger bestimmt! Und wie wohl muß sich der Mann in seinem Verufe fühlen, wenn er lesen darf:

Der Wald ein Segen
Wie Gott ihn auch schuf,
Den Wald zu pflegen
Ein schöner Beruf!

Die Wahrheit des Besagten hält dem poetischen Schwung des Ausdrucks das Gleichgewicht. Die lassende Kindlichkeit, die ganze Horizontlosigkeit dieses gereimten Unfugs läßt einem kaum zum herzhafsten Lachen kommen. Nicht weniger ergiebig ist das Lager an passenden Sinnsprüchen für Reubernehmle. Sie sind überhaupt die bequemste Abladestelle für allen Geistesdutt der Kunstfabrikation. Eigener Herd ist Goldes wert. Bewiß. Oder: So tretel ein ins neue Heim — Mü’ Guch viel Müd beschieden sein! Auch das. „Der Bräutigam, die junge Braut — sind nun vor Gott und Welt getraut!“ Das hängt nun an der Wand, sagt täglich dasselbe, ist wie für die Ewigkeit in Holz gebrannt und martert das widerstands- fähigste Gehirn mit seiner Weisheit. Die beliebte Trinkschuldigkeit der Deutschen, eine Legende, die uns in der Welt den Ruf von un- heilbaren Verdrücken eingetragen hat, findet in der trostvollen Ver- heißung seinen Ausdruck:

Seligkeit und Liebe
Treue, Mut und Kraft,
Alle edlen Triebe
Kuh’n im Geseinsamt!

Die erschütternde Samit dieser Klapphornphilosophie liegt nicht nur in der Wahrheit dieses Ausdrucks, sondern auch in der schönen Dreistigkeit, mit der der alte Reim von Liebe und Triebe seine Holzabdruckverewigung gefunden hat. Und nicht minder beruhigend in seiner Naivität Einseitigkeit wirkt ein anderer Lebenspruch, der von rotem Klatschmohn umrahmt tröstlich ins Holz gebrannt ist:

Wenn Du versterst,
Laß keine Träne rinnen,
Zwei Weislichen können nicht gewinnen!

Nachdem man sich mit einem ernst „Wie wahr!“ von diesem Liebesreim befreit hat, merkt man, daß hier vielleicht ein ironischer Kopf eine Mahnung für Kriegsgewinnler in Holz gebrannt hat. Aber die große Kunst- und Herzensschmalerei wird von einer großen Platte gebildet, die in betingten Farben das Völkerschlachtdenmal wiedergibt — diese geistlose Verwirklichung stillen Monumental- wissens — und man liest mit tiefem Vebagen die Zeilen, in dem das Pathos dieser falschen Heldenseele seinen erschöpfenden Ausdruck gefunden hat:

Wird je das Vaterland bedroht
In Stürmen und Gefahren,
Wir sind getrennt bis in den Tod
Wie unsere Väter waren!

Der Stumpfhirn, die Höheit des Gebankens, die Banalität des Ausdrucks steht durchaus auf der Höhe der sinnlosen Ornamentik, die sich Nähe gibt, die säkredliche Holzbrandfraktur der Buchstaben unleserlich zu machen. Man laßt es nicht, daß Menschen für schwer erworbenes Geld das Recht kaufen sollten, diesen Schreden in ihren eigenen vier Pfählen täglich lesen zu müssen!

Die Rettung ist schwer. Der Staat soll mit allen Mitteln der inneren Propaganda Wanderausstellungen heranzustellen, in denen diese Gräuvel dem Geldgüter preisgegeben werden. Sehr verdienst- liche private Bestrebungen geben sich leider zu sehr als gemüthvolle Schwinmeister, bloßen eine so deutschvölkische Melodie, daß von dieser

Aber das Herz suchte weiter und kam in eine Stube. Ein Mädchen sah darin und weinte, weil ihr Liebster gestern mit dem Regiment hinausgezogen war.

„Warum weinst du?“ fragte das zuckende Herz.
„Ach, wie der — lassen ihn ich!“ schluchzte das Mädchen.
„Nein, das ist es nicht,“ sagte das Herz.
„Doch, doch, das ist es!“ rief das Mädchen fast ärgerlich. „Ich werde doch noch wissen, warum ich mich gräme.“
„Hast du auch etwas verloren?“
„Ja, meinen zweiten Teil. Aber ich sehe schon, du hast ihn nicht, gehab’ dich wohl!“

Als das Herz hinausgegangen war, trodnete das Mädchen plötzlich seine Tränen. Tapfer ging’s an seine Arbeit. Nur von ferne schimmerte ihr Leid herüber: „Mir ist, als habe ich ver- gessen . . .“

Das Herz aber wanderte weiter, immer an den Ufern des ver- lornen Sees. Weibenzweige schleiften halb im dunklen Wasser, daß man sie nicht sehen konnte. Und das nimmermüde Herz ging um, ging weiter um.

Es kam in ein Kinderzimmer. Junges Jappelvoll um- wimmelte die Mutter. Sie brachte Kartoffeln, Brot und Wasser.
„Müch bekam ich leider keine mehr, Kinder.“
„Schon gut, Mutter, wir trinken Wasser.“
„Die Henne hat kein Ei für uns gelegt, Kinder.“
„Dann wollen wir wenigstens gadern,“ lärmten die Kinder durcheinander und neckten sich.
„Und Mutter hat es keine mehr gegeben, Kinder.“
„Wir haben solchen Hunger, Mutter, daß uns das Brot auch so schmeckt.“
„Daß ihr mir’s so tapfer tragen helft, Kinder, ach, wie — ach, wie —“
„Mutter, Mutter, dort klopft ein Herz!“
„Ja, ja,“ sagte die Mutter lächelnd, „es wird das meinige sein, denn ach, wie — wie freu’ ich mich, daß ihr so frohlich und zu- frieden bleibt in diesem Krieg!“

Draußen auf dem Gang murrte das hinausgeschliffene Herz: „Schön war es, aber noch nicht ganz wonach ich suche, suche . . .“ Drinnen aber in der Küche sah die Mutter sinnend. „Mir ist, als ob ich was vergessen hätte,“ murrte sie. Und zum erstenmal, seitdem ihr Mann gefallen war, ging sie ein wenig unbeschwert durch den Arbeitstag.

Das Herz aber wanderte weiter und kam in eine Kirche. So feierlich war’s ihm zumute, daß es durch die Kirche schwebte. Jetzt hielt es senkrecht über einem marmorroten Taufstein. Flamme schlug zur Flamme, Blut und Stein rannen ineinander.

„Mutter,“ sagte ein Kind im Kirchengestühl, „Mutter, sieh, dort über dem Taufstein schwebt etwas, das sieht fast wie — wie ein Herz aus.“

Seite das Mädchen gewedt wird. Aber diese Kunstindustrie kann nur abgebaut werden, wenn die Käufer sich schämen, den Unfug zu kaufen.

Diese Säuberung der Seele von geistigen Eidschiffen wird allerdings das freundlich behütete Jhdh mancher Volkschichten fördern. Es gibt immer noch Menschen, die eine gewisse müßige Romantik für das Volksgemüt für förderlich halten: es sind die gleichen, die am liebsten die Volksbildung durch Spinnstuben und Wiffkondenssammlungen bewirken würden: aus dumpfer Gebunden- heit ringt sich der Mensch in geistigere Luftschichten und lernt er- kennen, was seine Seele in dem Moder einer vergifteten Zeit ein- schläfert und was sie aufreizt zu neuer Begierde und reinerer, geistigerer Erfüllung.

R. K.

Rollenwechsel.

So nach und nach findet man alle seine russischen Bekann- schaften aus dem Stochholmer Sommer in den innerussischen Kriegs- berichten wieder — aber in ganz veränderten Rollen. Vrij Sirola ist jetzt Finnlands Außenminister. Ob er das schon geahnt hat, als wir eines heißen Nachmittags im Garten des Zentralbades an der Drottningatan Kaffee mit Waffeln verzehrten? Einen „Mörder“ nennt „Svendla Dagbladet“, das große konservative Blatt, jetzt den stillen Sirola, dessen ruhige Heiterkeit einem der zahllosen Seen seiner Heimat gleichen mochte. Weder des Fanatismus noch irgend einer zornigen Erregung schien dieser Naturfreund je fähig zu sein. In eigenartig singendem Tonfall sprach er deutsch recht gut, er schrieb es noch viel besser, und manchen einflussreichen Artikel über Finnland sandte ich nach Deutschland für die Parteipresse. Nein, den Vrij Sirola wird niemand, der ihn kennt, für einen blut- dürstigen Jakobiner halten.

Und Vladimir Kosanoff ist von den Volkswilks verhaftet! War das eine Freude, als er endlich von Petersburg her ankam, eines Morgens mit dem stütz verpödeten Tag från Haparanda, dem Zug von der 30 Stunden entfernten Grenzstation am Tornea- fluh. Tag für Tag hatte man die angelegten Boten des Sowjet erwartet, endlich kam Kosanoff als der erste an. Er war für die meisten von uns der erste richtige, aus Rußland kommende Jbid- russe seit Kriegsbeginn, und er kam frohlich lachend an und sprach deutsch wie einer. Baumlang und einen brennenden Haarbush über der Stirn, ein origineller Kerl. Dem machte es gar nichts aus, als wir drei Mann hoch eines Nachts noch nach 2 Uhr bei ihm ein- brachen, frisch vom Telegrafenturm weg, um irgendeine Jbidfrage aufzuklären. Er lag zwar schon im Bett, aber gleich zur Hand die Zigarettendose und bald hatten wir den schönsten Quaim, die schönste russische Diskussion, bis da unten in Deutschland wohl schon der Morgen graute.

Und jetzt sitzt Kosanoff hinter Schloß und Riegel, wie einst, als er den Jbidismus noch zu bekämpfen hatte. Ka ja — und jetzt wird er als Renikewil verfolgt, und Oberholshewit ist derselbe Nadel, mit dem Kosanoff am selben Calottisch im Grand Hotel bei „Glaos ok Bakkelse“, bei Eis und Kuchen gefessen hat. —

Notizen.

— Vorträge. Im Jbidstitut für Meereskunde spricht am Dienstag Prof. Laas über: Amerikas Schiffbau im Frieden und Krieg. — Freitag: Leutnant z. S. Gumbert über: Kriegserlebnisse deutscher Seelente im Auslande. — In der Krania spricht am Dienstag und Donnerstag Prof. Rejner über: Die Weltmacht des „Sonnens“. Mittwoch und Sonnabend Direktor Goerte über: „Jerusalem“. Freitag Prof. Jächin über: „Deutschland im Orient“. — In der Treptow-Sternwarte spricht Dienstag 7 Uhr Dir. Archenhold über: „Wars, seine Kanäle und Eisfelder“.

— Unser Zeitgedicht ist Wilhelm Kiemms gesammelten Versen „Aufforderung“ (Verlag der Aktion, Wilmersdorf) ein- genommen.

— Eine Frau für hundert Kinder, diese Wälfche afrikanische Geschichte, die wir im letzten „Sonntag“ brachten, steht ursprünglich in den „Siebern und Gedichten der Suaheli“ von E. G. Bittner (Verlag Emil Felber, Berlin). Die Leser finden dort noch mehr.

— Fliegen als Vetter von Blattläusen. Die Blattläuse sind nicht nur die Nützlinge der Ameisen, auch die Fliegen wissen die zuckerhaltige Flüssigkeit zu schätzen, die die Nischen in Tröpfchenform ausscheiden, und suchen sie sich durch das sogenannte „Nellen“ der Säuze zu verschaffen. Eine solche Tätig- keit der Fliegenart Fannia mannatica wurde von sachkundiger Seite einwandfrei festgestellt. Der Gewährsmann konnte bei Betrachtung einer auf einem Hohlunderbusch sitzenden Fliege durch die Lupe er- kennen, daß die Fliege genau wie die Ameise bei dem Geschäft ver- fuhr und rasch den Hinterleib der Blattlaus mit streichenden Be- wegungen bearbeitete.

„Es ist ein Herz, Kind.“
„Aber Herzen sind doch glatt und schön und glänzend, Mutter während jenes dort bekümmert aussieht und voll Falten ist.“

„Ein Herz ist, was ein Mensch ist, Kind: bekümmert und zer- pflügt vom Leben. Du mußt jetzt still sein, die Musik beginnt.“
Epithogig wölbte es sich über der erwartenden Menge. Die alte Orgel löste sich aus dem Kirchengestühl. Ein altes Männchen griff in die dünnen, gelben Tasten. Die Kinder traten an zu einem Choral. Aber aus der Orgel kamen keine Töne.

Verwirrt war das alte Orgelmännchen zu dem Dirigenten hin- übergetrippelt. Er wisse nicht, was mit der Orgel sei, brachte es heraus, sie gebe keinen Ton von sich.

„Dann wollen wir ohne Orgel mit dem kleinen Lied von Bach beginnen,“ sagte der Dirigent, „vielleicht geht’s später doch. — Nicht Kinder: „Bist du bei mir?“ Aus hundert Reihen und Reihen klag’s hinaus, was der alte Bach seiner getreuen Sachin zu Lob und Preis in die Musik hineingedichtet hatte:

Bist du bei mir,
Geh’ ich mit Freunden
Zum Sterben und zu meiner Ruh’,
Ach, wie vergnügt
Wär’ so mein Ende:
Es drückten deine lieben Hände
Mir die getreuen Augen zu.

„Mutter,“ flüsterte das Kind im Kirchengestühl, „Mutter, das Herz steigt auf die Orgel zu — jetzt — ist es bei der großen Pfeife hineingeklopft — schau, schau, Mutter, die Flamme lodert noch heraus — ganz still und steil!“

Das alte Orgelmännchen flog zum Dirigenten: „Die Orgel zittert wie — ach, wie vergnügt — ich glaub’, jetzt geht sie — bitte, bitte, noch einmal das Lied von Bach!“

Die alte Orgel brauste auf wie ein ferner Schlachtgesang. Unfassbar rührend rang sich das überfarbige Lied aus ihrem Innern.

Bist du bei mir —

hast es klingend an.
„Mutter, das Herz ist dein bei ihr“, flüsterte es im Gestühl unten.

Ach, wie vergnügt
Wär’ so mein Ende . . .

strömte es in sieghaften Wellen durch die Menschen von dieser Orgel, in deren Herzgrube sich ein erschloßes Soldatenherz zur Ruhe niederlegte.

Seidem ist diese Orgel berühmt. Von weither strömen sie, die volle Schmerzen sind, bekümmert und zerpflegt vom Leben, hören dieser Orgel zu voll Andacht, stehen auf und gehen ferner durch ein Leben voller Schmerz und Arbeit — ach, wie vergnügt.